

(Nachdruck verboten.)

Der Kasfl vom Hollerbräu.

9) Roman von R. von Seydlitz.

Der Buchhalter sah mit Verwunderung auf den beredten Verteidiger seiner Ehre; aber die Zuhörer waren ihm unbequem, denn er war unter den Burschen nicht beliebt, er hatte eine lose Zunge und eine hochnäsige Art, die keiner leiden mochte. Darum resolvierte er sich kurz und sagte den Kasfl stumm beim Arm, führte ihn auf die Straße hinaus und leitete ihn eine Strecke mit sich fort. Kasfl folgte, da er die gute Entwicklung der Sache sah. Und der Buchhalter wieder merkte aus diesem willigen Mitgehen, daß der Kasfl intelligent genug war, ihm die Sache zu erleichtern. Drum, und weil er in den letzten Wochen den Kasfl bereits als geschickteren Kerl erkannt hatte, bequemte er sich zu einer Entschuldigung, als sie einmal außer Hörweite waren.

„Sitzt, mei Bub, das g'fällt mer eigentlich, daß Du so gradaus bist. Aber kan Spaß verstehst auch net, so viel merk i. No, nix für ungut. I will der nix Schlechtes, auf so a bissel a Frozerei brauchst nix zu geb'n. Und jekt sei g'scheid und geh heim, und merk Dir das eine: vor die andren derfst mi net so anred'n; das gehört sie amal net. Und recht hast, i hab Di g'ärgert, des hätt' net sein müß'n. Also, bist zupfied'n?“ —

Kasfl war ganz zufrieden. „Ja, Herr Buchhalter.“

Und dann folgten seitens des Buchhalters allerlei Fragen, der Gutmütigkeit halber, — wie's ihm gefalle, ob er glaube, daß er bei der Brautkunft bleiben wolle, bei wem er arbeite und so fort. Unterdeß waren sie um einige Strahenecken gebogen und der Buchhalter hielt in einer engen Gasse vor einem niedern Haus an.

„So, hier wohn ich. Jekt geh heim, — und wenn D' amal an guten Rat brauchst oder dergleichen, da gehst ungeniert ins Comptoir und fragst Deinen neuesten Freund, den Ringelmann. — So, gut Nacht.“

Aber der Kasfl vergaß den Gegengruß und den Dank und alles und starrte den Buchhalter so verduht an, daß der ihn fragte:

„No, was is noch? Magst am End gar no mehr, — a Geld vielleicht? Des giebis net.“ Und er drehte den Haus Schlüssel in der Thür, daß es kreischte.

„Ja, — Herrgott no' mal,“ plakte der Kasfl endlich los — „jan Sie — jan Sie — der Ring — der Ohm Ringelmann — aus Allersdorf, i bin ja der Kasfl Hegebart, — mei' Mutter is ja —“

„Die Megine, mei' Schwester?“ rief jekt der gesunde Oheim, — und vergaß die Thür.

Und nun gab's ein paar hastige Fragen und der erschente Oheim war gesunden!

„Daß D' aber a so dumm bist und mi net find'st! Da geht man auf Polizei, da hätt'n s' Dir's glei' aufgeschlag'n.“ — — —

Fünf Minuten dauerte die Unterhaltung jekt noch, dann galoppierte Kasfl strahlend vor Freude zum Hollerbräu zurück und begegnete dem drohenden Köffel von seinem Vorgesetzten mit der schnellen Erzählung seines Glücksfalls. Das gab Stoff zum Lachen unter den Burschen: „Der Kasfl hat a Wortschwein; zuerst will er 'n Buchhalter halb derschlag'n — da is's sei Verwandter. — Hättst 'n ganz derschlag'n, war's leicht Dei' Vater g'wen.“

Am nächsten Abend durfte Kasfl nach Schluß des Comptoirs zum Ohm gehen und traf diesen beim Nachtessen. Er saß in seinem engen Parterrezimmer am Tisch, verzehrte eine Regensburger und unterhielt sich mit seiner Frau, die aber weit entfernt war, am Tisch mit ihrem Herrn und Gemahl niederzuzucken, sondern mit überm Magen gefalteten Händen in der Thür lehnte und dem Mahl des Herrn geduldig zusah. Die Reste aß und trank sie dann später in der Küche. Es war eine rechte kleinbürgerliche Häuslichkeit; aus der langjährigen Haushälterin hatte Ringelmann sich endlich, um den Monatslohn zu sparen, eine Ehefrau gemacht. Aber das dienende Wesen war

dem Weibe geblieben. So hat's mancher Münchener gern. Ringelmann befand sich auch ganz wohl dabei.

Dem Sohne seiner Schwester besonderes Interesse zu bezeigen, bloß weil er ihm verwandt war, das lag nicht in des Buchhalters Charakter. Ihn kümmerte das g'sicherte Volk da draußen wenig. Aber er fand Gefallen an Kasfls hellem Kopf und festem Wesen. Darum ließ er ihn die zweite Regensburger, die noch in fettigem Papier lag, essen, und gab der Frau den kurzen Befehl, eine zweite Maß zu holen. Daß sie nebenbei auch für sich zum Ersatz der an Kasfl verschentkten Wurst etwas zu essen holen sollte, dürfte oder müßte, wurde nicht erwähnt. Das kann 's Frauenzimmer ja halten, wie sie will.

Der Kasfl vertraute sich dem Ohm völlig an; sein brennender Ehrgeiz kam mächtig zu Tage, und Ringelmann staunte, wieviel Kenntnisse der junge Bursch aus Gesprächen und vom Zuschauen schon in der kurzen Zeit sich angeeignet hatte. Aus dem konnte einmal etwas werden, das sah man! Aber gerade darum beschloß Ringelmann, ihn in seine besondere Obhut zu nehmen. Denn der Bub konnte ihm vielleicht einmal nützlich werden; er suchte schon lange nach einem tüchtigen, geschickten Burschen, er hegte für solchen Fall seine besonderen, weitansgreifenden Pläne. Er versprach ihm, gleich morgen ein Wort mit dem Bräumeister zu reden.

Währenddessen saß Frau Ringelmann in der Nebenstube und nähte über Kasfls Rock und Weste, die arg zerseht waren.

Blötzlich hörte man sie rufen: „Jezzas, Maria un' Josef!“ — und sie kam ganz betreten herein, in der einen Hand die Weste, in der andren ein Goldstück und wies beides vor:

„Da schau'st, was i find, im Futter!“

Und richtig, in dem lederfesten Stoff, unterm Futter, fanden sich noch eine Reihe andre Stücke!

Der Kasfl riß Maul und Augen auf, aber gleich darauf hieb er mit der Faust auf den Tisch und lachte und weinte zugleich, und sprang auf und geberdete sich wie ein Toller: — das Geld war wieder da, sein Geld, sein verloren geglaubtes Geld, — und er hatte es nie gemerkt!

In Wahrheit hatte er vor der Erinnerung an seinem traurigen Einzugsabend einen solchen Ekel, daß er die ganzen vier Wochen die unglückselige Weste nicht mehr ernstlich untersucht hatte. Er wußte ja nicht, wie viel er verloren beim Spiel; und zuerst scheute er sich vor der Untersuchung, dann gewöhnte er sich an den traurigen Gedanken, daß vermutlich alles fort sei; und zuletzt vergaß er's auf ganze Tage.

Aber jekt — die Freude!

„Ja, Kasfl,“ schrie der Oheim endlich in heller Verwunderung, „ich hab's ja gesagt, daß D' an Original bist. So was glaubt mer net. Is das a ganz a reicher junger Herr und — weiß nig davon!“

Und insgeheim bekam er Achtung vor seinem Schwager und seiner Schwester, und beschloß, ihnen einmal wirklich zu schreiben.

„Ja, Kasfl, das ändert freili viel! — Jekt kannst die Sach' anderst anfang'n.“

Zunächst nahm der Oheim das Geld in Verwahrung; es waren noch hundertfünfzig Mark geblieben, die andren hundertfünfzig waren ihm an jenem Abend abgezapft worden — Kasfl hatte dabei glücklich vergessen, daß die Weste zwei Flügel hat, und daß der zweite die andre Hälfte seines Vermögens beherbergen konnte; er hielt bisher alles für verloren, und was ärger war, er wußte, daß daheim kein Nachschub für ihn bereit war; 's war ihm ja deutlich genug von Vater und Mutter eingelernt worden, daß dies ihr alles sei.

Eine besondere Quittung erhielt der Kasfl nicht, verlangte vom Ohm auch keine. In die Hand bekam er auch nichts, sondern der Ohm kaufte ihm ein Sparlaffenbuch, das ebenfalls beim Ohm Ringelmann blieb. Aber nichtsdestoweniger fühlte sich der Kasfl jekt so stolz und reich, — nicht zum sagen!

Der Ohm that ein Uebrißes, er sprach mit dem Bräumeister, und der winkte sich darauf den Kasfl heran, stellte in kurzen Fragen ein kleines Examen mit ihm an, und, als

Kastl sich schon entlassen glaubte und zu seinen Fässern wollte, drehte sich der Bräumeister zu einem jungen Burschen um und sprach ruhig:

„Luz, Du wascht jetzt die Fässer; und beim Pischen und was sonst der Kastl 'than hat, bleibst Du von jetzt. Den Kastl brauch jetzt i'!“

Sakredi! Das gab einen Aufruhr. Solche Beförderung war ungewöhnlich; aber was wollten die Bursche thun, — da der Gestränge ihnen ihr bequemes williges Faktotum nahm; und der Ludwig oder Luz, wie sie ihn nannten, mußte erst recht gehorchen, denn er hatte viele dumme Streiche auf dem Kerbholz.

„Kannst glei mitgeh'n!“ bemerkte der Bräumeister, trocken und still wie immer, zum freudestrahlenden Kastl und wandte sich zum Sudhaus; Kastl aber betrat hinter ihm die geheiligten Räume, die er bisher kaum einmal aushilfsweise betreten, als vollberechtigter, gewappelter Adept der mystischen Geheimnisse! —

Das äußere Geschehnis des „Bierverdens“, vom Reifen der Gerste und dem Blühen des Hopfens an bis zur Lagerung, also das Brauen im weiteren Sinne, läßt sich gar wohl mit dem Leben eines Menschenleibes vergleichen. Da ist denn der Sudraum der eigentliche Magen des verwickelten Organismus, das, worin sich die Rohstoffe in das Kunstprodukt verwandeln, aus dem sich dann der Leib, die Brauerei selbst, ergänzt, ernährt.

Tief im Innern der Gebäude gelegen, verrät sich meist das Sudhaus nur durch dumpfes Geräusch, Wärme und Dampf, die aus den Fenstern dringen.

Wölbig und ernst wie eine alte schwerfällige Kirche war das Sudhaus, mit riesig dicken Mauern und sonderbar kleinen Zugängen, durch die eine schwere, breite Brauergestalt nur gerade durchschlüpfen konnte.

Unheimlich aussehende runde Behälter mit allerlei Apparaten erfüllten den Raum; sie standen teils oben auf einer gemauerten Estrade, teils unten im engen Raume selbst. In zweien, einem oben und einem unten, dampfte und kochte es, daß die weißen Dunstballen gedrängt um die Röhren und Pfosten sich wälzten, die überall den Raum durchzogen. Braune Tropfen fielen von der Wölbung herab und hinten von der Rückwand her strahlte fühlbare Glut; denn da unten war die Feuerung und über ihr die Vorratsbehälter fürs Brauwasser, Vorwärmer genannt.

(Fortsetzung folgt.)

Sonntagsplauderei.

Stellt Euch einmal eine richtige Winterlandschaft vor. Aber bitte, recht poetisch, so poetisch wie möglich: Gefrorene Flußläufe, eisglitzernde Seen und bewaldete Ufer mit dunkelnden Kiefern. Setzt auch meinetwegen ein interessantes Winterlicht hinein, einen blauschwarzen Himmel, eine rote Kiefersonne oder einen gewaltigen Mond, der wie ein ungeheures gelbes Tigerauge gleißelt. Selbst dagegen habe ich nichts, wenn Ihr über der stummen Eisfläche nur den Sirius im roten und grünen Licht strahlen läßt als eine magische Laterne der Ewigkeit und Unendlichkeit.

Habt Ihr alles gethan, so erweckt nun in Euch die dazu gehörigen Wintervorstellungen. Ihr denkt an die rüstige Jugend, die, irdische Schwere überwindend, auf Schlittschuhen in beschwingten Bogen dahingleitet, das Blut glühend vor Lust, mit herrlich federnden Muskeln und konzentrierten Alpenglähnen auf Nase und Ohren. Habt Ihr fleißig Romane gelesen, so malt Ihr Euch wohl einen fliegenden Schlitten, über den Rücken der Pferde flattern wie Segel geblähte schimmernde Schneedecken, lieblich klingeln die silbernen Schellen, innen aber sitzt ein starker Mann und ein bildschönes bleiches Weib, eingehüllt in weißes Wärenfell, fest umschlungen und sie fahren in's Reich der Freiheit und Liebe, über ihnen nur die Sterne. Oder Ihr denkt an frierendes und hungerndes Wild, oder an all das Menschenelend, das in stinkenden Döhlhöchern sich zusammenbrängt, an den eignen Ausdünstungen sich wärmend, ihr denkt an die Krüppel, die unbeweglich auf den Straßen die lange eiserne Nacht tanzen, um das Mitleid der Satten und Warmgekleideten zu erregen, an die Kinder, die auf Erwerb ausgehst wurden und in dem dunklen Winkel eines Hausthors einschlafen, Ihr denkt an Wärmehallen und Asyle, oder schließlich mit grimmem Joch an die Kohlenbarone, die aus Frost und erstarrtem Blut funkelndes Gold mängen. . . .

Solche Gedanken liegen in der Nähe und sie drängen sich ungerufen in die Winterlandschaft, in der dunkelnde Kiefern gefrorene Seen rahmen. Aber, Ihr Geistesarmen und Stumpfen, das Wichtigste und Wesentlichste, die allerzwingendste Folgerung gerät Euch nicht in den Sinn, Ihr seht nicht in dem erwähnten Winterbilde

den unwiderleglichen Beweis der Notwendigkeit einer — Erhöhung der Getreidezölle. Ich weiß nicht gleich, wie der Zusammenhang im einzelnen war, es ist mir nicht mehr gegenwärtig, wenn es mir überhaupt klar geworden ist, warum dunkle Kiefern und Eisseen auch den wüsten Socialdemokraten überzeugen müssen, daß er in jedem Stilk Brot an die Junker einen Tribut zu entrichten habe, aber die Darlegung hat, als ich sie las, einen zwar mystischen, aber um so tieferen Eindruck auf mich gemacht. Und ich kann jetzt keine Kiefer und kein Eisbild mehr sehen, ohne tief ergriffen mich für einen Getreidezoll zu begeistern, der mit den Graden des Kältemessers wächst.

Eisstarrende Flußläufe, dunkle Kiefern, harter Frost, 10 Mark-Getreidezoll — ich bitte — kann man sich eine Gedankenkette denken, die zwingender wäre? Wird es in Euren umnachteten Köpfen nicht auf einmal — „Tag“, wenn Ihr dieses herrliche Beispiel zauberhafter Logik Euch recht gründlich überlegt? Im „Tag“ nämlich habe ich die, um in der Tagesprache zu reden, temperamentvolle Winterhymne auf die landschaftlichen Reize des Getreidezolls gefunden, wo der ahnungslose Leser durch Aufstachelung seines kriegerischen Empfindens von dunklen Kiefern und gefrorenen Seen sanft und schmerzlos zu der Ueberzeugung der Grafen Kanik und Mirbach geführt wurde. Das ist der neue Stil der Zeitungs-Schreiberei und der Politik. Wenn künftig Graf Posadowsty wieder eine Zuchthausvorlage bringen wird, so kann er sich die 12000 Mark-Beitellei ersparen. Er mahnt einfach die Volkvertretung an Shakespeares „Romeo und Julia“, singt ein Lied von Robert Schumann und erinnert an das Halbeseeer Waldweben am Sonntagnachmittag — und kein poetisch empfindender Mensch wird sich mehr der Notwendigkeit des Entwurfs verschließen. Ein früherer Strom von Kunst wird fortan das düstere Bruchfeld der Politik beriefeln, und wenn der Reichstag demnächst über den Zollsatz von Schafsbärmen beraten wird, so wird man die interessantesten Enthüllungen über das Lamm in der Weltliteratur und in der bildenden Kunst aller Völker vernehmen. Bereits hat auch Minister Rheinbaben seinen Entwurf über den Spreeparketten Herrn Lauf in Arbeit gegeben; er soll in Versen dem Landtag übermittlekt werden.

Das ist der „Tag“ des Herrn August Scherl, dem diese Erhöhung des Zeitungs- und Politiktills zu verdanken ist. In diesem wahrhaft modernen Blatt dient ein Leiffittowisches Wintergemälde als Beweismaterial für einen erhöhten Getreidezoll, und wenn temperamentlose Gesellen den beweisenden Zusammenhang noch vermiffen sollten, so haben sie eben den „Tag“ noch nicht lange genug gelesen.

Es hat August Scherl, den Timun Amerlan der deutschen Presse längst verdrossen, daß man den Erzeugnissen seiner Fabrik, dem „Lokal-Anzeiger“, der „Woche“, der „Feldpost“ den litterarischen und künstlerischen Wert abspach, ja daß man sein „Adreßbuch“ für das verhältnismäßig geistreichste Erzeugnis seiner Betriebsamkeit erklärte. Die Meinungslosigkeit des „Lokal-Anzeigers“, die Platitude seines alle sieben Tage einmal erscheinenden Photographie-Albums, und der Hurra-Stil der „Feldpost“ für Kriegervereiner, diese gewimmreichen Laster begannen dem in Höhe und Edle strebenden Geiste August Scherls nicht mehr zu genügen. Und der Mann beschloß, eine Massenproduktion von Genialität auf den Markt zu werfen. Hatte er bisher sein Geschäft mit der Mittelmäßigkeit, mit dem Verzicht auf jedwede Ueberzeugung und selbständigen Charakter gemacht, so will er die zwanzigste bis vierzigste Million nicht mit Neugleiten, sondern mit Espri, statt mit Sentationen mit Tiefe verdienen. Er, dessen leidenschaftlich Bemühen vordem dahin ging, nirgends anzustoßen, wird künftig den größten Wert darauf legen, alle Welt durch die ungeheure Kühnheit originaler Ueberzeugungen zu verletzen, und er rechnet mit Bestimmtheit darauf, daß alle die Hunderttausende schwer Getränke trennende Abkommen und Inerenten bleiben. Hat August Scherl früher seine Kunden damit gewonnen, daß er ihnen Lutschbeutel in die hungrigen Mäuler steckte, so wird er sie jetzt durch raffinierte Geißelung anregen und tödern. Zugleich aber wird der misachtete Urheber der Reichs- und Charakterverderbnis als Erzieher zum Höchsten und Feinsten auf Summirädem vier-spännig in die Litteratur, Kunst- und Weltgeschichte einfahren.

Zu diesem Behufe ist August Scherl als Seelenläufer durch die Markthalle der Berliner Schriftstellerei gegangen und hat sich die „eritlaßigen“ Vertreter charaktervoller Ueberzeugung, stilistischer Meisterhaft und rassistigen Temperaments gedungen. Geld spielt bei ihm keine Rolle. Er hot sich für seinen „Tag“ die Redacteurs und gegen Jahresgehalt angestellten festen Mitarbeiter gleich tugendweise engagiert, darunter die prächtigsten Kerle. Es sind etwelche dabei, um die man ein paar Tränen weinen möchte, daß sie sich in die neue Gemeinschaft August Scherls begeben haben. Aber wer könnte der Lockung widerstehen, daß er für schweres Gold nichts weiter nötig haben sollte, als möglichst überzeugt, charakterfiel, original und radikal sich zu journalistisch zu bethätigen. Ueberdies schon und häßlich August Scherl seine raren Genies. Sie dürfen sich nicht überanstrengen. Wenn sie alle vierzehn Tage ein Notizchen oder Artikelchen geschrieben, dann müssen sie sich die übrige Zeit ausruhen; sie sollen sich nicht geistig abmühen, auf daß sie immer frisch, neu, tapfer, modern bleiben.

So schreibt denn die geistige Elite-truppe des Uebersehers fröhlich, amüßant, tiefgründig und eigenartig gegeneinander und durcheinander. Im „Tag“ zwitschert jeder, wie ihm der Sannabel verwaschen ist. Jeder hat eine andre Meinung, und die Ueberzeugungen treten sich mit Leidenschaft und Hingebung gegenseitig auf die Hüneraugen. So darf man auch mit dunkelnden Fichten und ge-

strenge Flüßläusen die Erhöhung der Getreidezölle als notwendig beweisen.

Freilich, bereits hat Scherls Lucanus, der ihn in seinen Jünglingsjahren zu rasierten pflegte und der jetzt die Stimme des Volkes zu verwalteten und darzustellen hat, wiederholt über Stopfschmerzen geklagt. Der Unglückliche, der bisher ein unbestechliches sicheres Urteil sein eigen nannte, weiß jetzt mitunter nicht mehr, was er denken soll. Und daß selbst die Druckmaschine sich hartnäckig weigert, den Drei der in freier Willkür wüthenden Köche zu verschiedenen, ist August Scherl als schlimmes Vorzeichen erschienen. Schon jetzt er Zweifel in die Rentabilität des Genies.

O August, lehre zurück zum heiligen Stumpfsinn — der Tag des Geistes verzinst sich nicht. — Joe.

Kleines Feuilleton.

oo. **Verkaufte Zeit.** Das Zimmer war beinahe schon ganz dunkel, und noch immer brachte das Mädchen die Lampe nicht. Sie stand auf und steckte die Gardinen mit einer Nadel zurück, so ging es allenfalls noch ein paar Augenblicke, wenigstens konnte man sehen, wo die Nacht entlang gehen mußte.

Seufzend nahm sie die rosa Atlastaille wieder auf und hielt sie prüfend vor sich hin. Die weißen Spitzen machten sich gut, besonders vorn am Halsauschnitt. Hart und düstig legte sich ihr feines Gespinnst über den weichen Seidenstoff, die Falten fielen graciös und leicht. Nun sollte das Fräulein aber kein Wort mehr sagen!

Das Fräulein! — Sie preßte die weißen Lippen aufeinander. Ein jähes Rot stieg in ihre schmalen Waden, ja, das Fräulein, am liebsten hätte sie ihr die Taille vorhin vor die Füße geworfen. So eine Scene zu machen und warum? Bloß weil die Spitzen nicht fattig genug sitzen sollten. Ganz richtig hatten sie gefessen, aber ganz richtig; konnte sie dafür, daß das Fräulein so eine magere Hopfenstange war? Sie lächelte, fast wollte es sie überkommen wie Heiterkeit, aber der Unmut behielt doch die Oberhand. Daß man sich so etwas bieten lassen mußte, ah! So etwas! — Sich behandeln lassen wie irgend ein hergelaufenes dummes Ding, das nichts gelernt hat und nichts versteht. — Daß man dazu stille sein mußte, schweigen, „ja“ sagen, und bloß, weil man das Geld nicht entbehren konnte, die elenden zwei Mark für den Tag!

Sie ließ die Arbeit sinken und sah vor sich hin. Wie still es im Zimmer war! Nicht einmal eine Uhr ging, und unten lag der Hof öde und leer, kaum daß am Tage drei Menschen hinüber gingen. Schredlich, diese Stille und Einsamkeit! Und da sah man nun den Tag über drin, nähte und stückelte und stückelte und nähte, und höchstens, wenn das Mädchen das Essen brachte oder wenn Anprobe war, sah man einen Menschen und sprach ein Wort. Schredlich!

Sie hatte das noch nie empfunden, aber jetzt empfand sie es. Schwer und drückend legte sich die Einsamkeit auf ihre Brust. Wenn jemand käme, wenn sie nur ein Wort hörte, eine Menschenstimme, einen menschlichen Laut! Sie horchte auf. Irigend woher Klang verlorenes Klaviergellinper und dann so etwas wie ein Lachen, aber ganz dumpf und schwer. Ah, das war im Salon!

Ja, da lachen sie jetzt alle — es war ja Besuch gekommen — ganz recht — die Frau Näthin hatte ja auch schon am Vormittag davon gesprochen. Der Herr Professor war da, und der Herr Professor war der Zukünftige des Fräuleins, ja, da konnte die lachen!

Sie seufzte. Die Scene von vorhin fiel ihr wieder ein. Nein, es war eigentlich nicht zum Anshalten! Und im Grunde genommen, was war sie denn eigentlich, das Fräulein? Eine grüne Jöhre, aber eine ganz grüne mit ihren siebzehn Jahren, und von der sollte man sich Grobheiten lassen? Eigentlich unerhört! Ihre alten, arbeitsiharten Hände krampften sich zusammen, und zugleich kam es von neuem herangekommen, mit all seinen Schauern, das häßliche Gespenst der Einsamkeit.

Ja, die lachen da vorn im Salon und lachten und amüßierten sich, und sie sah hier im Hinterzimmer.

Aber all das dauerte nur einen Augenblick, wenige Minuten, dann nahm sie die Arbeit von neuem auf und zog die Nadel durch die schwere Seide.

Sie machte indessen nur ein paar Stiche, es war inzwischen ganz dunkel geworden; sie konnte beim besten Willen nichts mehr sehen. Müde fielen ihre Hände wieder in den Schoß. Man hatte sie vergessen, wie es schien. Ja, da war es wohl am allergeheuesten, sie ging nach der Küche und holte sich selber Licht, sonst konnte sie womöglich bis neun Uhr abends sitzen, und die Frau Näthin machte noch Krach obenein.

Sie stand auf und ging nach der Thür, aber ehe sie da war, wurde die schon von außen aufgerissen und ein heller Lichtschimmer fiel in den dunklen Raum. Marie brachte die Lampe. Marie lachte: „Ja, Sie dachten wohl schon, ich hätte Sie vergessen, Fräulein Schäfer? Ich konnte aber wirklich nicht eher, ich mußte vorn servieren.“

„Ach es thut ja nichts.“ Die Schneiderin hatte schon den Stuhl an den Tisch gerückt, nun brachte sie, sorgfältig am Anhängel anfassend, auch noch die Taille nach, breitete ein weißes Tuch über die Knie, legte die Arbeit darauf und begann zu nähen. Das Mädchen sah mit bewunderndem Blick auf die Taille: „Wie sauber Sie das wieder alles gemacht haben, Fräulein Schäfer, alle Nähte verstopfen, daß Sie das noch so können mit Ihren Augen!“

„Ja, es muß gehen!“ Die Schneiderin lächelte etwas, dann hielt sie die Taille in die Höhe: „Finden Sie denn, daß die Spitzen jetzt sitzen?“ Es lag ihr eigentlich gar nichts an dem Urteil des Mädchens, aber sie wollte sie festhalten, wenigstens auf Minuten festhalten, auf Minuten sich freuen am Ton einer Menschenstimme.

„Ganz famos sitzen sie.“ Marie trat näher. „Ach Gott, ne, und wissen Sie, die sahen auch vorhin schon, — aber unser Fräulein!...“

„Na, sie ist nun die Einzige!“ begütigte die kleine Schneiderin. Sie hatte allen Groll vergessen, sie fühlte sich so wohl, so gar nicht mehr verlassen und allein.

Das Mädchen zuckte die Achseln: „Na ja, die Einzige! Nehmen Sie sich's nur auch nicht zu Herzen, Fräulein Schäfer, ist ja doch man 'n dummes Ding, Gott und es ist ja richtig, wenn sie was von einem will, kann sie ja auch ganz nett sein. Aber ruppig war's doch von ihr, das sagt die Köchin auch, und — ach da ruft die gnädige Frau.“ Sie eilte nach der Thür, aber, eben als sie öffnen wollte, kam die Geheimrätin schon herein. Sie blieb auf der Schwelle stehen und machte ein sehr entrüstetes Gesicht: „So, hier sind Sie? Da kann man sich freilich die Stehle wundschreiben. Wollen Sie nicht an Ihre Arbeit gehen? Es muß abgeräumt werden. Halten Sie mir überhaupt die Schneiderin nicht von der Arbeit ab. Ich bezahle ihr die Zeit nicht zum Schwätzen; ich bezahle Sie, damit sie für mich arbeitet, hören Sie... damit sie für mich arbeitet.“ —

Musik.

— Es giebt auch für müde Musikreferenten noch freudige Ueberraschungen. Der bereits mehrfach erwähnte „Ausschuß zur Veranstaltung von Vollsängerführungen“ hatte für vergangenen Freitag zu seinem 29. Konzert in der Philharmonie ein vorwiegend aus Arbeiterkreisen bestehendes Publikum auf privatem Wege zusammengebracht. Das Programm war so gestaltet, daß die vorwiegendsten Musiker und Musikfreunde ihre Freude daran haben konnten, teils wegen der Unbekanntheit und Interessantheit vieler Nummern, teils wegen der Richtigkeit der meisten Mitwirkenden. Ob nun ein solches „Kennerprogramm“, ob ferner eine Zusammenstellung, in der doch manches von einander recht sehr Verschiedene enthalten war, und ob schließlich die Darbietung musikalischer Feinheiten ohne vollständige Erläuterung das richtige für eine der Tonkunst noch ganz neu gegenüberstehende Zuhörerschaft ist, läßt sich bezweifeln; wir haben uns darüber bereits oft genug ausgesprochen. Im übrigen galt hier der ehrwürdige und an sich immer wieder bewährte Satz von dem Westen, das für das „Voll“ gerade gut genug sei.

Nicht nur die Charakteristischsten Leistungen des Abends, sondern anscheinend auch die Hauptverdiente in der Leitung des Ganzen gingen auf Herrn Musikdirektor Carl Mengewein zurück. Seine „Berliner Konzertvereinigung Madrigal“, die wir früher einmal nach Verdienst geteilt haben, brachte ältere und neuere Volkslieder und volkstümliche Stücke zu Gehör, mehrstimmige Gesänge, von denen die des 16. Jahrhunderts den Namen „Madrigal“ tragen, eigenartig amüßend durch ihren Reichtum des Wechsels der Zusammenkünfte. Unter den gegenwärtigen Seitenstücken dazu ragte ein (von Arno Holz gedichtetes) „Abendlied“ hervor, das Mengewein selber komponiert hat; es gehört der Gattung von Liedern an, die weniger durch ihren Gesamtgeist als durch ihre Anschmiegunge an den Text im einzelnen wirken. Fräulein Alma Joh. Schmidt, ein „halber Alt“, sang erst eine Arie aus Mozarts „Titus“ (eine doch wohl unglückliche Wahl!) und brachte dann ihr bemerkenswertes Können namentlich in dem Ausdruck zur Geltung, mit dem sie Lieder wie Schumanns „Spielmann“ sang. Eine bessere Atemtechnik würde ihre schöne Gesangskunst jedenfalls noch erhöhen. — Den Kern der Ueberaschungen bildete die Mitwirkung Meister Joachims. Er spielte Beethovens berühmteste Violinsonate, die Rud. Krenker gewidmete, und das ewig wiederkehrende Violinkonzert von Mendelssohn. Ueber Joachims Spielweise und persönliche Bedeutung kann man sich nun doch bald einigen. Ein stark konservativer Mann, von manchen vielleicht sogar für etwas wie den bösen Dämon des Berliner Musiklebens gehalten; ein Geiger, überragend in der Schönheit des Tons und in der nicht eben von hinreichendem Feuer erfüllten Wärme des Vortrags, unübertrefflich in der Gestaltung des Einzelnen durch die ganz wunderbare Bewegtheit in Zeitmaß und Stärke, mit der er die Töne zu — man möchte sagen: lebendigen Gebilden zusammenfaßt! Seine Klavierpartnerin, eine aristokratische Dame, spielte mit einer Gelassigkeit und vornehmen Ruhe, die sie jedenfalls über Dilettantenrang hinaushebt, zeigte aber eine akademische Nüchternheit, die fast wie eine nachbildende Charakterisierung Joachims anzuhören war.

Eigentlich berührte die Weisheit der dankbaren Publikum. Daß die Weisheit der Weisheit ein oder das andre Mal vorkam in die Musik hineinstärkten, kommt überall vor, wäre jedoch hier leicht durch eine diesbezügliche Weisung auf dem Programm zu verhindern. Im übrigen aber merkte man dem Weisfall an, daß er „wahrhaftig“ war, und er artete nicht zu dem gymnastischen Personenkultus aus, der sonst in den Konzerten üblich ist. — Interessant wäre es, zu wissen, ob sich in einer solchen Zuhörerschaft nicht doch das Gefühl regt, daß zu einem wirklichen Näherbringen künstlerischer Kompositionen noch das meiste fehlt, so lange sie nicht auch genügend erläutert werden, und so lange nicht auch etwas gethan wird zu einer allgemeinen musikalischen Bildung der Bildungsbedürftigen. —

Kulturgehichtliches.

— Die altertümliche Speise- und Getränkebereitung bei den Serben hat Prof. S. Trojanovic in Belgrad in einer Abhandlung beleuchtet, durch welche wir vielfach Aufklärung über die Urformen des Kochens, wie es einst in ganz Europa betrieben wurde, erhalten. Es handelt sich um Ueberlebel auf dem Boden unres Ernteils, wie wir sie sonst nur bei Naturvölkern finden. So sind z. B. die Serben noch Steinkocher; heiß gemachte Steine werden in die mit Wasser und Fleisch gefüllten Töpfe geworfen und so das Kochen bewirkt; ja, man kocht so in Schalen von Birkenrinde (Krbulja), wobei man die heißen Steine mit hölzernen Klammern faßt. Das Verfahren ist auch bei andern Balkanvölkern noch vollständig in Ausübung. Die Bereitung des Dörreleisches an der Sonne, nach Art des südamerikanischen Charque, ist gleichfalls verbreitet; Schafe und Ziegen werden an Spießen gebraten, oder man überzieht das geschlachtete Tier mit einer Thonkruste und dünstet es in einer mit heißen Steinen erhitzten Grube, gerade so, wie Vater es von den Nubiern am Blauen Nil berichtet, wo ein auf diese Art zubereiteter Elefantfuß einen großen Lederbissen lieferte. Das Brot wird nicht nur gebacken, sondern auch gekocht, wofür die serbische Sprache zwei Ausdrücke hat (peci hleb und luvati hleb). „Die meisten serbischen und rumänischen Bauern essen viel mehr gekochtes Mehl als gebackenes Brot.“ Eigentümlich ist das Kochen in Säcken ohne Feuer und Wasser. Der Montenegriner bringt nassen Hafer in einen Sack, macht diesen durch einen erhitzten Stein heiß und legt nun Eier hinein, die darin vollständig gar werden. Auch Früchte und Fleisch werden so gekocht. Dazu gesellt sich das Kochen in Tiermagen; fehlen den Haiduden in Macebonien die Geschirre, so nehmen sie einfach den gereinigten Magen des geschlachteten Tiers, füllen dessen Fleisch und Wasser hinein und hängen ihn über ein Feuer. Es kocht darin vortrefflich. Ähnlich ist das Kochen in Baumrinde, wozu die abgezogene Rinde eines Lindenastes benutzt wird. Dahinein füllt man Fleisch und Gemüse mit etwas Wasser und Salz, stopft beide Enden der Lindenrindenhöhre zu, verschmiert sie noch mit Lehm, gräbt sie einige Centimeter tief in die Erde und errichtet darüber ein Feuer. Nach zwei Stunden ist die Kapama genannte Speise gar und die Röhre wird wieder der Erde entnommen. („Globeus“.)

Hygienisches.

10. Diphtherie-Bacillen bei gesunden Menschen. Es ist schon von seiten deutscher Aerzte festgestellt worden, daß bei 7 Proz. untersuchter Personen, bei denen eine Verührung mit Kranken nicht stattgefunden hatte, Diphtherie-Bacillen in der Kehle nachweisbar waren, bei solchen, bei denen ein Verkehr mit Kranken erfolgt war, fanden sich die gefährlichen Keime sogar bei fast 19 unter Hundert, obgleich eine Erkrankung nicht eintrat. Diese wichtigen Forschungen sind nunmehr von dem Bakteriologen Demm, der bei der Gesundheitsbehörde von Brooklyn angestellt ist, erweitert worden. Er unterscheidet einmal zwischen den Bewohnern von kleinen Orten und denen von Großstädten, wo die Ansteckungsgefahr eine größere ist und sich die Keime daher auch bei gesunden Leuten häufiger finden, außerdem zwischen giftigen und nicht giftigen Bacillen. Es giebt nämlich Keime, die den nach ihren Endendern Köpfer und Klebs benannten Diphtherie-Bacillen völlig gleichen, und doch keine Giftigkeit besitzen. Solche können sich bei gesunden Personen vielfach finden, ohne daß darin ein Anzeichen von Gefahr zu erblicken ist. Aber es können auch Personen durch den Verkehr mit Kranken wirklich giftige Diphtherie-Keime in sich aufnehmen, ohne selbst die Krankheit zu erwerben, selbstverständlich werden sie aber dadurch geeignet, andre Personen anzustecken. Der deutsche Physiologe Pfliiger hat auf Grund seiner Untersuchungen die Ueberzeugung ausgesprochen, daß Bacillen durch Husten, Niesen und sogar durch das bloße Sprechen in die Umgebung ausgestreut werden. Sie werden auf diese Weise von dem Munde übertragen auf Handtücher, Taschentücher, Gabeln, Löffel, Tassen und allerhand Geräte des täglichen Gebrauchs. Mancher Ausbruch von Diphtherie in Instituten für Kinder, die sich trotz sorgfältiger Absperrung der Erkrankten und trotz sorgfältiger Desinfektion der Räume weiter ausbreitete, ist dadurch zum sofortigen Erlöschen gebracht worden, daß man sämtliche Kinder prüfte und alle die, bei denen sich Bacillen fanden, ebenfalls absperrte. Allerdings müßte nicht nur der Schlund, sondern auch die Nase untersucht werden, da die Bacillen gelegentlich auch nur in einem von beiden Körperteilen vorhanden sein können. Es ist auch eine wichtige Thatsache, daß eine Schutzimpfung die Erkrankung verhindern und doch das Wachsen der Bacillen gestatten kann, so daß auch die mit Erfolg Geimpften von dem Verkehr mit den Gesunden einige Zeit ausgeschlossen bleiben müssen. Auch die Krankenwärter, die mit der Pflege von Diphtheriekranken beschäftigt sind, führen oft die Keime mit sich herum und können zu deren Uebertragung Anlaß geben. Ein kürzlich erfolgter Fall ist in dieser Beziehung lehrreich. Zwei Kinder aus der Familie eines Milchmanns wurden als diphtheriekrank nach dem Krankenhaus geschickt. Zur Vorsicht wurde, um eine Uebertragung der Keime auf die verkaufte Milch zu verhüten, die ganze Familie untersucht, aber mit negativem Er-

gebnis. Erst als in den Familien einiger Kunden des Milchmanns die Krankheit ausbrach, untersuchte man dessen ganzen Haushalt und fand schließlich bei drei gesunden Männern, die beim Melken beschäftigt waren, reichlich Bacillen jener Krankheit. Es ist aus diesem Grunde sehr ratsam, in Schulen, wo Diphtherie ausbricht, nicht nur, was sich von selbst versteht, die Erkrankten sofort abzusperren, sondern auch ihre Nachbarn auf der Schulbank zu untersuchen und bei nachgewiesener Anwesenheit von Keimen vom Schulbesuch auszuschließen.

Humoristisches.

— Beim Dorfbad. „Was für ein fürchtbarer Lärm war denn eben bei Ihnen?“
 „Hab' der Huberbäuerin einen Zahn gezogen!“
 „Unfinn; es waren mindestens zehn Personen!“
 „Ganz recht; sie hatte ihre neun Kinder bei sich . . . die haben alle mitgeschrien!“ —
 — Politik in der Kinderstube. „Paß' auf, Mitschi, der ganze chinesische Krieg geht an uns aus! Die Chinesen werden alle umgebracht und wir zwei müssen dann den Reis essen!“ —
 — Voss hat. „Da schau her, Mudi, dees is 's Standesamt!“
 „Meinst D' net, Alle, ma' kommt g'rad' so gut sagen: Massen-Marterl!“ —
 („Flieg. Bl.“)

Notizen.

— Rusa Duka wird im April, Mai und Juni 1901 mit dem Ensemble des Neuen Theaters eine Tournee durch die größeren Städte Deutschlands unternehmen. —
 — Strindbergs neue Komödie „Ostern“ kommt noch in dieser Saison im Münchener Schauspielhaus zur Aufführung. —
 — Schalkers „Hinrich Lorenzen“ erzielte bei der Aufführung am Kieler Schiller-Theater einen starken Erfolg. —
 — Die Schröderischen heißt ein neues Wiener Volksstück von Hans Schröttenbach, das bei seiner Erstaufführung im Wiener Raimund-Theater einen starken Erfolg erzielte. —
 — Das aus dem Nachlaß Karl Morre's stammende, von Leo Garand vollendete Volksstück „Pater Jakob“ wird demnächst an einer Wiener Bühne zur Aufführung gelangen. Der Dichters Karl Fürnschuh hat für die Gesangsbelegungen eine entsprechende Musik geschrieben. —
 — Ellwender, die bekannte Berliner Soubrette, ist für das Hamburger Thalia-Theater engagiert worden. —
 — Die Wagner-Vereine veranstalten am 25. Februar in der Philharmonie ein großes Konzert zur Feier des 25jährigen Bestehens der Bayreuther Festspiele. Die Leitung hat Kapellmeister Dr. Mendelssohn übernommen. —
 — Max Fengers Iyrisches Musikdrama „Eros und Psyche“ fand bei der Erstaufführung im Münchener Hoftheater lebhaften Erfolg. —
 — Richard Strauß' Oper „Guntram“ wird Ende März in Prag gegeben werden. —
 — August Enna, dessen Oper „Lamia“ im Februar in Kopenhagen aufgeführt werden soll, hat ein neues Werk „Hirtin und Schornsteinfeger“ nach Andersen's Märchen vollendet. —
 a. Zum Vorsitzenden des Vereins Berliner Künstler ist Baurat Kahfer gewählt worden. Kahfer betonte in einer Rede, sein Bestreben sei auf Vereinigung aller Schattierungen in der Kunstlerchaft, die Seceßion eingeschlossen, gerichtet, und er mache die Annahme seiner Wahl ausdrücklich davon abhängig, daß auch ein Mitglied der Seceßion, Maler Schlichting, in den Vorstand entsandt würde. Schlichting wurde zum 2. Schriftführer gewählt. —
 — Das neue pergamentische Museum in Berlin wird am 1. Juli 1901 eröffnet werden. Als Direktor des Museums ist der bisherige Direktorialassistent Professor Dr. S. Winnefeld in Aussicht genommen. —
 — Im Kunstgewerbe-Museum ist eine Sonderausstellung von Brunnmöbeln, Bronzen, Kunstwebereien, Prachtstücken der Porzellan-Manufaktur usw. eröffnet worden. —
 — Ein Preisausschreiben für ein künstlerisches Plakat veranstalten die Germania-Linoleum-Werke in Vietingheim bei Stuttgart. Für den besten Entwurf sind 500 M. ausgesetzt. —
 — Champignonzucht auf Spargelfeldern. Die Braunschweigischen Spargelbauer haben im abgelaufenen Jahre ausgedehnte Versuche mit dem Anbau von Champignons auf den Spargelfeldern gemacht. Die Pilze gediehen unter dem Schutze des Spargelkrauts ausgezeichnet und wurden von den Konservenfabriken sehr gut bezahlt. —